

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 106 (1980)
Heft: 23

Artikel: Meine Erfahrungen mit dem Schachspiel : das letzte Feuilleton von N.O.Scarpi
Autor: Scarpi, N.O. / Stauber, Jules
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-606475>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 18.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das letzte Feuilleton von N. O. Scarpi:

Meine Erfahrungen mit dem Schachspiel

Im Wiener Verlag Paul Neff ist «Das Schachbuch» erschienen. Darin sind fast durchwegs ausgezeichnete Novellen enthalten, in denen das Schach eine bedeutende Rolle spielt. Aus zwanzig Ländern stammen die Autoren, und es sind hervorragende Namen unter ihnen.

Mich hat das Schachbuch schmerzlich an meine eigene Schachvergangenheit erinnert, denn ich war ein sehr schwacher Spieler und bin nun seit fünfzig Jahren überhaupt kein Spieler mehr. Im Gymnasium spielte ich fleissiger als ich die Titel der Homerischen Gesänge lernte, ich las Schachlehrbücher, vor allem den damals sehr geschätzten Dufresne, spielte die Partien grosser Meister, ohne doch auch nur ein kleiner zu werden. Nach der Matura war ich ein häufiger Gast in dem Schachzimmer des Cafés Continental und spielte oft mit dem sehr zu Unrecht vergessenen Maler Max Oppenheimer, der sich Mopp nannte und trotz einigen sehr schönen Bildern ein recht armseliges Leben führen musste. Er spielte viel besser als ich, was noch nicht viel besagt, und konnte mir mühelos einen Turm vorgeben, was für gute Spieler kein so schweres Opfer ist, da sie meist schon mit den leichten Figuren, den Rösseln und den Läufern, die Partie entscheiden können, bevor der Gegner seinen zweiten Turm ins Gefecht bringen kann.

Dazu gehört die berühmte Anekdote, die dem Schachmeister Tartakower zugeschrieben wird. Ein alter Herr forderte ihn im Café Régence in Paris auf, mit ihm Schach zu spielen. Tartakower willigte ein, stellte aber einen Turm neben das Brett. Der alte Herr sagte gekränkt: «Woher wissen Sie, dass Sie mir einen Turm vorgeben können? Sie kennen mich ja nicht!» Worauf Tartakower erwiderte: «Wenn ich Ihnen keinen Turm vorgeben könnte, würde ich Sie kennen.»

Nun, mein Kampf gegen den Maler endete fast immer mit seinem Sieg, möglicherweise habe ich es manchmal zu einem Remis gebracht. An einem andern Tisch im Schachzimmer sassen fünf oder sechs ältere, sichtlich wohlhabende Herren. Jeder stiftete fünf Gulden – das war damals die österreichische

Währung – und dann wurde ein Bild Oppenheimers unter ihnen verlost. Auf diese Art kam der Maler wenigstens zu fünfundzwanzig oder dreissig Gulden. Doch ich sah ein, dass man zwischen Schachspielen und Leben zu wählen hatte, und ich wählte nicht das Schachspiel, sondern verbrachte die nächsten Jahre als Playboy und rührte kaum je eine Schachfigur an.

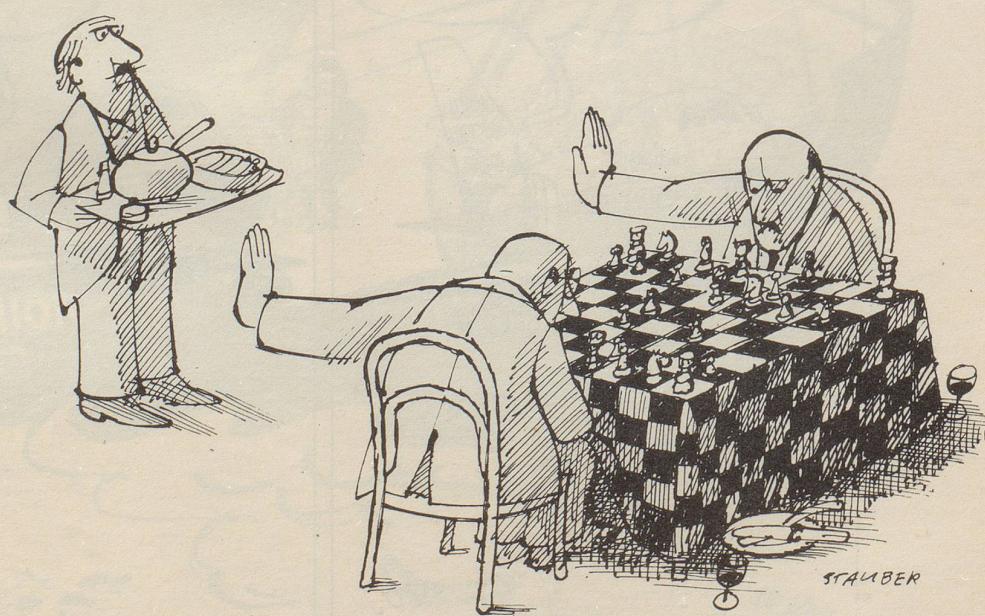
Als ich aber in Viganello, dem stattlichen Tessiner Dorf, lebte, wurde ich doch wieder an meine Schachzeit erinnert. Eines Abends rief mich Roda Roda an, der irgendwie meinen Namen und meine Adresse erfahren hatte. Da er ein Humorist war, sagte er «Hall hallo!» Und dann erklärte er, ich müsse ihm einen Schachpartner verschaffen, sonst seien ihm die Ferien verdorben. Er muss ein guter Spieler sein, dachte ich und rief meinen Freund Dr. Walter Rohde an, der ein bedeutender Wiener Rechtsanwalt gewesen war und damals in Genf lebte. Er war ein ausgezeichneter Schachspieler, was ich als Kiebitz mancher Partien feststellen

konnte. «Kommen Sie doch nach Lugano», sagte ich. «Roda Roda ist hier und sucht einen Schachpartner.» Und Dr. Rohde kam wirklich, aber es stellte sich heraus, dass Roda Roda keineswegs ein Meister war. Fast glaube ich mich zu erinnern, dass sogar ich ihn besiegen konnte. Dafür war er ein liebenswürdiger, kluger Mann. Als er zu uns zum Tee kam, lud mein zehn- oder zwölfjähriger Sohn einen Kameraden ein. «Heute werden wir uns amüsieren. Roda Roda ist bei uns!» Das allerdings war eine Enttäuschung, da auch Humoristen in der Unterhaltung mit andern Schriftstellern ihren Humor in der Tasche lassen und von Honoraren sprechen.

So erging es mir auch mit Leo Slezak, dem grössten Humoristen unter den Tenören. Einmal war ich einige Stunden bei ihm in seiner Wohnung gegenüber der Hofoper – so hiess sie damals noch –, und er war mit Recht ganz humorlos, denn wir sprachen von seinem Gastspiel und von dem Honorar. Eine einzige Geschichte erzählte Roda Roda. Ein Mitglied seines Münchner Stammtischs wollte einen

Freund einführen. Die Stammtischler waren nicht erbaut, liessen sich aber überreden, und der Freund durfte am Stammtisch erscheinen, erwies sich aber als höchst unergiebig. Da ging sein Einführer von einem Stammgast zum andern und flüsterte ihm ins Ohr: «Früher sprühend!»

Noch ein anderer Schachpartner darf nicht unerwähnt bleiben, und das war immerhin Arnold Schönberg. In Prag hatte ich ihn flüchtig kennengelernt, als er seinen Schwager Alexander von Zemlinsky, unsern Opernchef, besuchte, einen grossen Musiker, der in letzter Zeit wiederentdeckt wird. Es gibt neuerdings Platten von einigen seiner Werke, und in Kiel hat man seine grossartige Oper «Eine florentinische Tragödie» nach einem Einakter von Oscar Wilde mit Erfolg aufgeführt. Schönberg hatte zwei Leidenschaften, Tennis und Schach. Wir spielten häufig Tennis, und wenn er am Netz stand und die Bälle verschlug, sagte er: «Ich spüre Ihren vorwurfsvollen Blick im Rücken!» Natürlich gab es diesen vorwurfsvol-



len Blick nur in seiner Einbildung, denn ich spielte damals schon ein ehrgeizloses Alte-Herren-Tennis, um ein wenig Bewegung zu machen. Er ist sicher ein grosser Mann, wenn ich auch den Weg zu seinen Werken nicht finde, aber er spielte sehr schlecht Tennis. Und bald ergab sich, dass er auch eine Leidenschaft für Schach hatte. In kleine Holzscheibchen, die einen Schlitz hatten, steckte er die Figuren, die er aus Pappendeckel zurechtgeschnitten hatte. Doch so bedeutend er war und auch wirkte, sein Schachspiel hatte ungefähr das Niveau seines Tennisspiels. Und ich glaube mich zu entsinnen, dass sogar ich gegen ihn gewinnen konnte.

Das war noch nicht meine letzte Schacherfahrung. Ich brachte die Anfänge des Spiels, über die ich selber nie hinausgekommen bin, meinem Flüchtlingssohn bei. Er spielte mit einem Kameraden, und als ich zufällig den Stand der Partie betrachtete, sah ich, dass beide Spieler matt waren, ohne es zu merken.

Damit aber ist meine Beziehung zu diesem Spiel, das der erste Weltmeister, der Prager Steinitz, eine Wissenschaft nannte, ungefähr beendet. Nur dass ich noch die Schachnachrichten in den Zeitungen lese. Es ist das Unglück aller Spiele, dass sie zu Berufen ausarten. Zu meiner Zeit durfte das wohl kaum der Fall gewesen sein, obgleich manches, was man hörte, bewies, dass die Profession im Werden war. So engagierten die Barone Ringhofer den besten österreichischen Tennisspieler. In der Fabrik durfte er wenig zu tun gehabt haben, doch sie waren begeisterte Tennisspieler. Derzeit ist das Tennisspiel für viele ein einträglicher Beruf geworden. Was Björn Borg verdient, weiß ich nicht, auch nicht, ob er noch anderes tut als tennispielen. Und auch beim Prager Deutschen Fussballclub, DFC genannt, gab es Spieler, die der Margarine fabrizierende und für Fussball begeisterte Onkel Franz Wurfels in seiner Fabrik anstellte und ihnen reichlich Zeit zum Trainieren liess. Und so werden wohl auch die Schachmeister ihre unglaublich vollendete Wissenschaft nicht nur als Spiel betreiben. Das Wort Sport soll sich in der Bedeutung Spiel bei dem Bischof Ulfilas finden, der im Jahre 333 die Bibel ins Gotische übersetzt hat. (Ein Franzose behauptet, das Wort Sport komme aus dem Französischen. Da ich nicht Gotisch kann, ist es mir



Abschied von einem Grandseigneur der Literatur

Am Samstag vor Pfingsten ist im patriarchalischen Alter von 92 Jahren N.O. Scarpi, der älteste unserer Mitarbeiter, in Zürich gestorben. Während fast vierzig Jahren war Scarpi Woche für Woche im Nebelpalter vertreten, sei es mit Feuilletons oder Anekdoten, mit Buchbesprechungen oder Sprachglossen, die ihm ganz besonders am Herzen lagen. Zum 80. Geburtstag gratulierte ihm der Nebelpalter und zählte die Vielfalt der von N.O. Scarpi vollbrachten Leistungen auf: die souveräne Ueberwindung der Gymnasialmatura, die kühnen Ansätze im Universitätsstudium, das segensreiche vierjährige Wirken als subalterner Bankbeamter, die heroische, in Diensttauglichkeit (infolge Reitunfalls) gipflende militärische Karriere in der k. und k. österreichischen Armee, die höchst erspriessliche Tätigkeit als Dramaturg und Regisseur am Deutschen Theater seiner Geburtsstadt Prag und in Berlin, das leidenschaftliche Sammeln von Anekdoten aus allen Gebieten der Kunst und des Lebens, die unfassbar reiche eigene literarische Produktion. Der Nebelpalter durfte Scarpi auch zum 90. Geburtstag gratulieren und seine Glückwünsche mit dem Ausdruck tiefer Bewunderung für sein wahrhaft imponierendes rastloses geistiges und menschliches Wirken verbinden.

In dieser Nummer ist das letzte Feuilleton veröffentlicht, vor einigen Monaten von Scarpi geschrieben und dem ihm besonders zugetanen Nebelpalter anvertraut. Das bedeutet für unsere Leser keinen endgültigen Abschied, denn Scarpi ist bis in die letzten Wochen hinein seiner Lieblingsarbeit nachgegangen und hat Anekdoten in solch reicher Fülle für den Nebelpalter gesammelt, dass unsere Freunde noch recht lange die virtuos gemixten Cocktails geniessen dürfen. Was ist eine Anekdote? «Man erfindet sie nicht, sie begegnet einem, sie zirkuliert», definierte Scarpi. «Sie muss nicht unbedingt wahr, aber glaubhaft und unterhaltend sein. Sie muss einen Vorgang erzählen. Der Witz dagegen braucht nur eine Pointe.»

Für den Nebelpalter war Scarpi weit mehr als nur ein treuer Mitarbeiter. Eine besonders herzliche Verbundenheit spiegelte sich in unzähligen Briefen und Karten an die Redaktion wider, in denen Noblesse und Charme des Schreibers sich oft mit freimütiger Kritik verbanden. Ein Beispiel aus manchen unvergesslichen Gesprächen mit ihm an der Feldeggerstrasse 12 in Zürich oder in der Rorschacher Redaktionsstube: Als eine Journalistin den 1931 eingebürgerten Scarpi vor einigen Jahren fragte, ob er sich selbst als Prager oder als Schweizer bezeichnen würde, sagte Scarpi: «Das ist kein Problem. Ich habe kein Heimweh nach Prag, weil ich davon überzeugt bin, dass man kein Heimweh nach Steinen haben kann.»

unmöglich, die Frage zu entscheiden.) Sein Werk heisst der Codex argenteus und war bis zum Jahre 1648 in Prag. Dann nahmen es die Schweden mit, und heute dürfte es eines der wertvollsten Besitztümer der Stadt Upsala sein.

Dass das Schachbuch all diese Reminiszenzen wecken konnte, spricht ganz gewiss für das Buch, und so sei es allen Schachfreunden wärmstens empfohlen.

